

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Lützner Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 3721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lützner Straße 19/21. Verkaufsstellen 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Gegen das System.

Leipzig, 18. Februar.

Aus Berlin schreibt uns unser parlamentarischer B.-Berichterstatler vom 17. Februar: Der Reichstag begann heute die zweite Lesung des Militäretats. Das Haus war sehr mäßig besetzt, die Tribünen waren dagegen zahlreich besucht.

Einen großen Raum in der Debatte nahm wieder die Duellfrage ein, die nun schon so oft der parlamentarischen Kritik unterworfen worden ist, ohne daß es besser geworden wäre. Es lag eine Resolution des freisinnigen Abgeordneten Lenzmann dazu vor, die das Duell in der Armee besonders auf disziplinarischem Wege bestraft wissen will. Herr Lenzmann meinte, radikal könne nur ein absolutes Duellverbot des obersten Kriegsherrn den Zweikampf im Heere beseitigen. Aber der Herr vom Freisinn läßt sich nicht handeln; er vermag sich auch hier, wie es bei denen um Eugen Richter so oft der Fall ist, nur zu halber und darum schwächerer Kritik aufzuraffen. Es giebt auch für Herrn Lenzmann Momente, wo das Faustrecht in alter Herrlichkeit ihm berechtigt erscheint; in gewissen Fällen hält auch er die „Vernichtung des Gegners“ für geboten.

Der Centrumsabgeordnete Dr. Bachem war darin konsequenter; ihm ist das Duell unter allen Umständen etwas Unmoralisches und Verwerfliches. Bebel sagte mit Recht, das Duell werde nicht eher verschwinden, als bis jeder Duellant mit schlichtem Abschied aus der Armee entlassen werde. Der Kriegsminister, durch den Abgeordneten Schrader provoziert, äußerte sehr zurückhaltend und kurz, er könne höhere Befragungen für Offiziersduelle nicht für angemessen erachten. Wie vereint sich das mit den Anschauungen des obersten Kriegsherrn, des Kaisers?

Abgeordneter Dr. Bachem hatte noch einige spezifisch katholisch gefärbte Beschwerden. In große Erregung geriet er, als er sich über die Rede eines kölnischen Hauptmanns beklagte, der beim Appell einige freilich durchaus unpassende Worte gegen die Jesuiten gesagt hat. Der Kriegsminister, der heute in merkwürdig kühlem und geschäftsmäßigem Tone sprach, stellte diese Sache als sehr harmlos dar.

Dann gelangte Genosse Bebel zum Worte. Er sprach annähernd 1 1/2 Stunden. Seine Ausführungen, die im Anfang mehr der Kritik einzelner Mißstände galten, spitzten sich am Ende zu einer sachkundigen und überzeugenden Verurteilung des ganzen militaristischen Systems zu. Bebel tadelte zunächst jene Uebergriffe des Militarismus, der, um einen Exerzierplatz zu schaffen, ganze Dörfer vom Erdboden wegrasiert, und besprach dann in längerer Darlegung den

Fall des früheren Hauptmanns Luthmer, der infolge eines unvorsichtigerweise abgegebenen Schusses gänzlich erblindet ist und seine Karriere hat aufgeben müssen. Der Hauptmann ist dabei von den Militärbehörden in einer Weise behandelt worden, die ihn zur Verzweiflung trieb, bis ihm von dem Zivilgericht sein Recht wurde. Herr v. Gohler wußte darauf nichts Tatsächliches zu erwidern. Im weiteren wies unser Genosse an der Hand eines reichen Materials auf jene militärische Klassenjustiz hin, die Offiziere auf das allermildeste bestraft, Gemeine dagegen mit den schärfsten Strafen trifft. Auch das schlimme und traurige Kapitel der Soldatenmißhandlungen durfte sich Bebel nicht ersparen, dann legte er eingehend die Fehler des heutigen Systems der Armeeausbildung dar. Er war hier in der Lage, sich fast für jeden Punkt seiner Kritik auf eine aus Offizierskreisen hervorgegangene Broschüre berufen zu können. Es war kein beruhigendes Bild, das Bebel entwerfen mußte: übertriebener Drill und Gamaschendienst auf der einen Seite — auf der anderen ein Festhalten am Veralteten, Ueberwundenen und ein Zurückbleiben hinter den Anforderungen moderner Kriegstechnik. Dem gegenüber stellte Bebel das Mißsystem als einen Kulturfortschritt hin, der nicht nur allen Auswüchsen der Militär-Allmacht abhelfen, sondern auch enorme Summen für wahrhaft kulturelle Zwecke freimachen würde.

Die Polemik, die sich der konservative Graf Koon gegen die Bebel'schen Gedanken leistete, war überaus schwach. Mit ein paar feudalen Redensarten lassen sich derartige Argumentationen nicht aus der Welt schaffen. Auch der Kriegsminister v. Gohler zeigte sich unserem Genossen gegenüber wenig schlagfertig. Er lehnte es einfach ab, auf die Reformvorschlüge Bebel's einzugehen. Die Vergehen der Offiziere suchte er in möglichst mildem Lichte erscheinen zu lassen. Die Mißhandlungen hätten nicht zugenommen, sondern kämen nur mehr als bisher zur kriegsgerichtlichen Verhandlung. Für die Schönheiten des Paradezugs zeigte sich Herr v. Gohler innig entzückt; mit einem gewissen ästhetischen Wohlbehagen entwickelte er seine Ideen über den Zusammenhang der Paradezug-Resultate und der Schießfähigkeit bei einem Regiment. Schärfer erwiderte Herr v. Gohler auf die Beschwerden des polnischen Abgeordneten v. Chrzanowski über schlechte Behandlung polnischer Soldaten.

Abg. Eichhoff von der freisinnigen Volkspartei langweilte das Haus mit der unständlichen Wiederholung einer „ollen Kamelle“, über die er schon im vorigen Jahr genug gesagt hatte. Genosse Kunert bereicherte die Kritik der Soldatenmißhandlungen durch eine Anzahl von Fällen, in denen leider wieder an Rohheit und Gemeinheit der Gesinnung seitens der Mißhandelnden das Schlimmste geleistet

worden ist. Als Kunert eines an den Grafen Waldersee nach China abgeordneten Telegramms Erwähnung that, zog er sich vom Grafen Ballestrem einen Ordnungsruf wegen Majestätsbeleidigung zu. Kunert erwähnte auch die nächtlichen Slandale, die bayerische Offiziere in Bamberg sich haben zu schulden kommen lassen. Generalmajor v. Endres, der bayerische Militärbevollmächtigte, suchte diese Sache ins Humoristische zu ziehen und hatte damit wenigstens einen herzhaften Lacherfolg. Die Debatte wird morgen fortgesetzt.

Politische Uebersicht.

Triest, Barcelona und Rom.

Am drei Orten des europäischen Kontinents haben sich in diesen Tagen die sozialen Gegensätze zu Katastrophen entzündet. In Triest und Barcelona ist es zu blutigen Meutereien gekommen; in Rom suchten die Arbeitslosen die Arbeiterschaft zu einem Massenstreik fortzureißen und auch in der ewigen Stadt finden bereits Zusammenstöße zwischen den Demonstranten und der bewaffneten Macht statt. Die allgemeinste Beachtung und Sympathie finden die Vorgänge in Triest, die bereits am Sonntag im Wiener Parlament zur Sprache gekommen sind.

Es lagen zwei Dringlichkeitsanträge vor. Der eine ging aus von dem italienischen Abgeordneten Vasevi und Genossen, der andere von dem Abgeordneten Bernerstorfer und Genossen; beide Anträge forderten eine gewissenhafte Untersuchung der Schieberei und strenge Bestrafung der Schuldigen. Herr v. Kerebrer suchte die Sache so darzustellen, als wäre das angeblich zur Aufrechterhaltung der Ordnung herangezogene Militär von zusammengelaufenen Volkshäufen angegriffen und mit Steinen beworfen worden, worauf der militärischen Justizration gemäß der Befehl zum Feuern gegeben worden sei. Demgegenüber stellte Bernerstorfer fest, daß nach den Informationen, welche die sozialdemokratische Partei von Dr. Ellenbogen, der eigens zu diesem Zweck nach Triest gefahren sei, erhalten habe, die arbeitende Bevölkerung von zwei Seiten von Militär angegriffen und gewaltsam auseinander getrieben worden sei. Das Militär hat also wieder einmal provoziert.

Die heißblütige romanische Bevölkerung von Triest beantwortete das brutale Vorgehen der Soldateska mit Steinwürfen, worauf das Militär ziel- und planlos in die Volksmenge hineinschoß. Eine reglementmäßig vorgezeichnete Aufzählung an die Menge zum Auseinandergehen ist nicht erfolgt, wie überhaupt die Behörden und die bewaffnete Macht so kopflos als möglich vorgegangen sind. Die ganze Bevölkerung steht mit ihren Sympathien auf Seite der Unschuldigen, sie streift schwarze Fahnen heraus, und der Gemeinderat hat 10 000 Kronen für die Hinterbliebenen der Erschossenen und die Bestattung der Opfer auf Gemeindefkosten beschloffen. Die Polizei von Triest aber bringt in die Häuser ein und fordert die Entfernung der Trauerfahnen. Der Vortrag dieser Ereignisse wurde im Wiener Abgeordnetenhaus von allen Seiten mit Ausbrüchen der Empörung begleitet; sogar ein alldeutscher

Senilleton.

Nachdruck verboten.

Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Mied.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Wulfdine saß da und hantierte einen Flügel zwischen Messer und Gabel. Sie konnte das Gelenk nicht finden. Ihr Teller schaukelte wie bei Seegang unter ihren Bestrebungen.

„Gieb Dine doch ein Stück Brust, Manuel.“ sagte Madam Thomsen — „sie quält sich da mit dem trockenen Flügel ab.“

„Aller Augen wandten sich dem jungen Mädchen zu. Und im selben Moment segelten Teller, Gänseflügel, Sauce und Kartoffeln vom Tisch in ihren Schoß hinab.“

„Aber Dine!“ sagte der Küster. „Was fehlt Dir nur einmal!“

Dine versank in den Erdboden.

„Ihr braucht mich doch auch nicht alle so anzusehen!“ schluchzte sie — „Mir ist es, als wenn ich Krämpfe in den Fingern bekäme.“

„Laß nur, liebe Wulfdine.“ tröstete Emanuel sie.

„Laß nur!“

Und er sammelte den heruntergefallenen Flügel auf und legte ein Stück schieres Gänsefleisch auf ihren Teller.

„So, jetzt laßt sie nur ein wenig unbeachtet!“ sagte er.

Man aß eine Weile schweigend. Dann sagte Madam Thomsen plötzlich:

„Dine hat die Gans gebraten, Mamsel!“

„Ach ja, ach ja!“ nickte der Küster — „Tüchtig in Küche und Keller ist sie! Ich bin ihr leiblicher Vater, aber —“

„Wer die nimmt, der wird nicht angeführt.“ ergänzte Mutter Karen.

Die Jungen saßen eine Weile schweigend da und starrten auf ihre Speisen.

„Es ist ja noch Zeit genug, darüber zu sprechen, Mutter Karen und Onkel Jakob.“ sagte Manuel dann.

„Freilich, freilich —“

„Du weißt ja, wie es um sie steht, Manuel.“

„Ja, das weiß man, Mutter.“

„Ja, sie läuft Dir nicht weg, Schwestersohn.“ sagte der Küster.

„Nein, die bleibt Dir.“ sagte Karen — „Sie hat ja, seit sie ein Kind war, daran gelitten.“

Manuel schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Wollen wir jetzt essen?“ fragte er plöblich. Messer und Gabeln waren während dieser Verhandlungen auf die Teller herabgesunken. — „Soll man Dir noch ein Stück abschneiden, Onkel?“

„Ach ja, ach ja!“ sagte der Onkel. „Ich lüge nicht nein!“

Und dann aßen sie.

Ohne die geringste Rücksicht auf das Centrum des Themas zu nehmen, hatten sie diese — wenn man sich so ausdrücken darf — Herzensangelegenheit besprochen. Es kümmerte sie wenig, daß Wulfdine mitten unter ihnen saß; Sie behandelten die Sache, als sei die Rede von einer Kuh oder einer stummen Truhe. Und die Heldin selber saß scheinbar taub und blind da und ließ sich wägen, messen und berechnen. Kein Gedanke in ihr em-

börte sich darüber, daß man sie so ausbot und taxierte. kein Blutstropfen geriet in Wallung. Nur im innersten Innern ihres kleinen demütigen Herzens zitterte sie in Angst und Beben, daß Vetter Manuel, die Sonne ihrer Augen, der Palmenbaum ihrer Sehnsucht, sie verschmähen und zu leicht befinden könne. Denn dann würde es für sie ja keine Freude und kein Pläsier hier auf Erden mehr geben!

Und auf der anderen Seite: Wenn er nun geneigt war und sie haben wollte —

„Ach!“ Wulfdine war einer Ohnmacht nahe und es würde ihr schwarz vor den Augen.

Nach dem Essen gab es noch eine Tasse Abschieds-Kaffee.

Der Onkel und Manuel saßen auf dem Sofa und pafften jeder an seiner Cigarre. Und die Damen raffelten eifrig mit ihren Strickstrümpfen in der halbdunklen Fensterecke.

Es wurde nicht viel gesprochen. Denn die Gans lag schwer im Magen. Und jeder hatte auch seine eigenen Gedanken, die ihn beschäftigten.

Von Zeit zu Zeit warf Thomsen einen verstohlenen Blick zu der Cousine hinüber. Und wenn es sich dann so traf, daß sich ihre Augen begegneten, versank Wulfdine spornstreichs drei Ellen in den Erdboden.

Die Uhr schlug sieben.

„Ja, dann mach Dich nur fertig, Dine!“ sagte der Küster.

Dine fuhr auf wie der Teufel aus dem Kasten.

Und man nahm Abschied und bedankte sich für den angenehmen verlebten Tag.